

8) Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

7. Von Smetse dem Reichen.

Deselbigen Tages kamen zu Smetse viele ansehnliche und geringe Personen, Adlige, Priester, Bürger und Bauern, um große Arbeiten und Aufträge bei ihm zu bestellen, und so an allen andern Tagen und das ganze Jahr hindurch.

Bald war die Schmiede zu enge, und Smetse mußte sie größer machen, dieweil die Zahl seiner Arbeiter immerwährend zunahm. Selbige schmiedeten so schöne, künstliche und wunderbare Stücke, daß ihr Ruhm sich in fremden und fernen Landen verbreitete. Von Holland, Zeeland, Hispanien, Deutschland, England, ja selbst von den Türken kam man, sie zu sehen und zu bewundern. Aber Smetse gedachte an die sieben Jahre und war nicht froh.

Nicht lange, so waren seine Truhen voll schöner Crusados, Engelstaler, Rosennobel und güldenem Gerät. Aber er hatte kein groß Ergöhen, wann er all dieses Geld betrachtete, denn er erachtete, daß es mit seiner Seele, so er dem Teufel für die ganze lange Ewigkeit verschrieben, zu teuer erkauft sei.

Slimbroeck der Rote verlor seine Kunden einen nach dem andern, welche alle zu Smetse zurückkehrten. Er war zerlumpt und gar elendig worden und stellte sich jeden Tag ans Ufer und betrachtete von da das schöne Feuer, so in der Schmiede des guten Schmieds brannte. Und dieweil er das tat, schien er so versunken in Stauen und Dumpfheit wie eine Eule, welche einen Heller anschaut.

Smetse, welcher um seine Notdurft wußte, schickte ihm unterschiedliche Kunden, auf daß er sein Leben friste, und manche Beisteuer in Geld. Aber ob er gleich das Böse mit Gutem vergalt, ward er davon nicht fröhlicher, denn er gedachte an die sieben Jahre.

Smetses Weib, da sie ihres Reichthums inne ward, kaufte an jeglichem Sonntag Lenden von fettem Hammel, Gänse, Kapannen, Truthähne und anderes treffliches Fleisch zu braten, lud ihre Freunde, Anverwandten und Arbeiter zum Schmaus, und war ein schönes Gastmahl, wohl besetzt mit Doppelbraumbier.

Aber dieweil Smetse aß und trank wie ein Kaiser, ward er darum nicht fröhlicher, denn er gedachte an die sieben Jahre.

Und der Dampf des bratenden Fleisches verbreitete sich so lecher und saftig über den Zwiebelbaum und machte die Luft so balsamisch, daß alle Hunde, welche zumeist in der Stadt herumstrichen, vor dem Hause stille standen und den Wohlgeruch schnupperten. Da saßen sie auf ihrem Hintern mit der Nase in der Luft und warteten auf den Abhub. Und die Bettler, deren es eine große Zahl gab, kamen gleicherweise dorthin und wollten die Hunde verjagen. Und so entstund wütende Schlächten, darinnen etliche schlammig gebissen wurden. Da sie dies sahen, traten Smetses Weib und andere Gebatterinnen jeglichen Sonntag an die Türe mit Körben voll milder Gaben und reichten dort vor der Mahlzeit aus den Körben allen Bettlern gutes Brot, Schnitten Fleisch und zwei Heller zum Trinken, und das alles mit freundlichen Reden und guten Worten. Dann bewogen sie sie, den Damm zu verlassen, welches sie willig taten. Nur die Hunde blieben, und am Schluß des Gastmahls ward ihnen gleicherweise etliches Futter gegeben. Dann ließen sie davon und trugen jeglicher seinen Knochen oder andere Beute davon.

Smetse mitsamt seinem Weibe gewann diese armen Bettler und Hunde von Herzen lieb. Er gab den Bettlern Nahrung und Obdach, desgleichen allen kranken, hinkenden und elenden Hunden, so in Sent herrenlos herumliefen, und sein Haus ward das Hundepital und das Armenhaus geheissen. Dessen ohngeachtet war er nicht froh, denn er gedachte an die sieben Jahre.

Von diesem Gedanken geplagt, sang Smetse nicht mehr, verlor sein Fett und schrumpfte sichtbarlich zusammen, ward schwermüthig und sinnend und sprach in seiner Schmiede kein Wort, es sei denn um der Arbeit willen. Und er ward nicht mehr Smetse der Fröhliche, sondern Smetse der Reiche geheissen.

Und er zählte die Tage.

8. Wie ein zerlumpter Bürger und ein Weib nebst einem allerliebsten Kindlein auf einem Esel vor Smetses Türe kamen.

Am zweihundertfünfundvierzigsten Tag des siebenten Jahres zur Zeit der Zwetschenblüte hielt Smetse ganz stille seine Mittagsruhe. Er saß auf einer Holzbank gegenüber seiner Türe und schaute gar trübfinnig auf die schönen Bäume, welche auf dem Damm standen, und auf die Vöglein, so in den Nesten spielten oder sich zankten und Futter aufspidten. Er schaute auch die helle Sonne an, welche die Vöglein lustig machte, und hörte hinter sich den schönen Klang seiner Schmiede und sein Weib, so Fische zur Mahlzeit briet, und seine Gesellen, die sich spüteten, um zum Essen zu gehen, denn es war Essensstunde; und er sagte sich, daß er in der Hölle nicht Sonne, noch Vöglein, noch grünbelaubte Bäume sehen würde, daß er nicht den Klang seiner Schmiede, noch seine flinken Gesellen, noch sein Weib hören würde, wie es Fische zur Mahlzeit briete.

Nach kurzer Zeit gingen seine Gesellen hinaus und Smetse blieb allein auf seiner Bank und pflog Rats mit sich selber, ob kein Mittel sei, den Teufeln zu entinnen. Da plötzlich hielt vor seiner Türe ein Mann von kläglichem Aussehen. Sein Haar und Bart waren braun, er war gekleidet wie ein zerlumpter Bürgermann und trug einen dicken Knüttel in der Hand. Er ging neben einem Esel, welchen er am Zügel führte. Auf dem Esel saß ein schönes, artiges und junges Weib von edler Haltung und säugte ein ganz naendes Kindlein, welches ein so sanftmüthig und holdes Antlitz hatte, daß Smetse bei seinem Anblick ganz getröstet ward.

Der Esel stund an der Türe der Schmiede still und hub an, erschrocklich zu schreien.

„Meister Schmied,“ sprach der Mann, „sieh hier unseren Esel, welcher unterwegens eins seiner Eisen verloren hat. Würde es Dir belieben, ihm ein anderes anschlagen zu lassen?“

„Ich werde es selber tun,“ erwiderte Smetse, „denn ich bin allhier allein.“

„Ich muß Dir zuvor sagen, daß wir Bettler sind,“ sprach der Mann.

„Habe keine Sorge,“ entgegnete Smetse, „ich bin reich genug, um ohne Zahlung alle Esel in Flandern mit Silber zu beschlagen.“

Solches hörend, stieg die Frau vom Esel und fragte Smetse, ob es ihr verstatet sei, sich auf die Bank zu setzen.

„Ja,“ sprach er.

Und dieweil er das Tier festband, den Huf beschneit und das Eisen anlegte, sagte er zu dem Manne: „Von wannen kommst Du solcherart mit dieser Frau und dem Esel.“

„Wir kommen,“ gab der Mann zur Antwort, „von fernen Ländern und haben noch weit zu wandern.“

„Und leidet dieses Kind, so immer naehend ist, nicht von der Kälte?“

„Mit nichten,“ sagte der Mann, „denn es ist ganz Wärme und Leben.“

„Hoho,“ sprach Smetse, „Ihr redet nichts Uebles von Euren Kindern, Herr. Aber dieweil Ihr so wandert, was habt Ihr für Trank und Speise?“

„Das Wasser der Flüsse,“ sprach der Mann, „und das Brot, welches man uns schenkt.“

„Ach,“ sagte Smetse, „dabon gibt man Euch nicht allzuviel, das sehe ich, denn die Körbe des Esels sind leicht. Ihr habt also oftmals Hunger?“

„Ja,“ sprach der Mann.

„Das mißfällt mir,“ sprach Smetse, „denn es ist sehr ungesund, daß eine säugende Mutter Hunger leide, machen die Milch davon sauer wird und das Kind kümmerlich gedeiht.“ Und er befahl seinem Weibe: „Weib, bringe so viel Brot und Schinken herbei, als nötig, um die Körbe dieses Tieres zu füllen. Vergiß auch nicht das Doppelbraumbier, welches armen Reisenden himmlische Stärkung ist. Und eine gute Meße Hafer für den Esel.“

Da die Körbe voll waren und das Tier beschlagen, sprach der Mann zu Smetse: „Schmied, ich will Dich, machen Du so gut bist, belohnen, denn so wie Du mich siehst, habe ich große Macht.“

„Ja,“ sprach Smetse lachend, „das sehe ich genugsam.“

„Ich bin,“ redete der Mann, „Joseph, der sogenannte Ehemann der allerheiligsten Jungfrau Maria, welche auf dieser Bank sitzt, und das Kind, so sie in den Armen hält, ist Jesus, Dein Erlöser.“

Smetse ward bei dieser Rede gar verwirrt, betrachtete die Wanderer mit großer Angst und sah um das Haupt des Mannes einen feurigen Schein, bei der Frau eine Sternkrone und bei dem Kindlein herrliche Strahlen, glänzender denn Sonnenschein, welche aus seinem Haupte drangen und es mit Licht umkränzten.

Da fiel er ihnen zu Füßen und sprach: „Herr Jesus, gnädige Frau Maria, heiliger Herr Joseph, verzeihet mir meinen Zweifel.“

Worauf Sankt Joseph entgegnete: „Du bist wacker, Smetse, und gut. Darum gebe ich Dir Erlaubnis, drei Wünsche zu tun, so groß Du kannst: der Herr Jesus wird sie gewähren.“

Da Smetse dies hörte, ward er gar froh, denn er gedachte, daß er solchergestalt vielleicht dem Teufel entkommen möchte. Aber er wagte nicht zu bekennen, daß er ihm seine Seele verschrieben habe. Er blieb einen Augenblick still und erwog die Dinge, um welche er bitten konnte. Dann sagte er plötzlich gar ehrfürchtiglich: „Herr Joseph, heilige Jungfrau Maria und Du, Herr Jesus, beliebt es Euch, in mein Haus einzufahren? Müde könnte ich Euch meine Wünsche kundtun.“

„Es beliebt uns,“ sagte Sankt Joseph.

„Weib,“ sprach Smetse zu seinem Weibe, „komm her und gib Obacht auf den Esel dieser Herrschaften.“

Und Smetse ging vor ihnen her und kehrte den Estrich, auf daß sie keinen Staub an ihre Sohlen kriegen.

Und er führte sie in seinen Garten; allda war ein schöner Zwetschenbaum in voller Blüte. „Euer Gnaden, Herrin und Herr, es beliebe Euch, wer immer auf diesen Zwetschenbaum steigt, der komme nicht ohne meinen Willen herunter.“

„Es beliebt uns,“ sagte Herr Sankt Joseph.

Alsdann führte er sie in seine Küche. Da war ein schöner, großer und kostbarer Lehnstuhl, gar weich im Sitz und von starkem dauerhaften Holze.

„Euer Gnaden, Herrin und Herr,“ sprach Smetse, „beliebt es Euch, daß, wer immer sich auf diesen Lehnstuhl setzt, nicht ohne meinen Willen davon aufstehen könne?“

„Es beliebt uns,“ sagte Herr Sankt Joseph.

Dann ging Smetse und holte einen Sack, wies ihn vor und sprach: „Euer Gnaden, Herrin und Herr, beliebt es Euch, daß Mensch oder Teufel, wenn er nur in diesen Sack gehet, nicht ohne meinen Willen herauskömme?“

„Es beliebt uns,“ sagte Herr Sankt Joseph.

Und er gab Smetse seinen Segen und also zog die heilige Familie von dannen. (Fortf. folgt.)

Die Todesfahrt in der Eiswüste.

Aus dem Berichte Dr. Mawsons.

Dr. Mawson, der Leiter der australischen Südpolar-Expedition, die im Jahre 1911 zur Erforschung des Küstenlandes der östlichen Antarktis auszog, ist soeben in London angekommen und hat den ersten eingehenden Bericht über die Leiden und Gefahren seiner Expedition gegeben, die bekanntlich zwei Todesopfer unter unsagbar traurigen Umständen gefordert hat. Die beiden Forscher, die in der weissen Wüste den Tod fanden, waren der englische Leutnant Ninnis und der Schweizer Gelehrte Dr. Mertz, mit denen Dr. Mawson zu einem Erkundungsvorstoß aufgebrochen war. Er schildert die näheren Umstände ihres Todes wie folgt: „Wir hofften am 15. Januar 1913 zurück zu sein; aber am 14. Dezember waren wir noch immer auf der Ausreise, 311 Meilen östlich von der Hauptbasis der Expedition. Der prächtige Sonnenschein versetzte uns alle drei in die beste Laune. Es war ungefähr Mittagszeit, und Mertz, der als „Bahnbrecher“ auf seinen Skiern stets voranfuhr, sang ein deutsches Studentenlied. Ich folgte mit dem ersten unserer beiden Schlitten, der hauptsächlich die wissenschaftlichen Instrumente und einige Nahrungsmittel trug. Ich hatte mich auf den Schlitten gesetzt, und wahrscheinlich verbanke ich diesem Umstande, da dadurch mein Gewicht auf eine größere Fläche verteilt wurde, die ungehinderte Ueberfahrt über die Eisspalte, die Ninnis einen Augenblick später verschlang. Ninnis marschierte neben seinem Schlitten, auf dem fast unser ganzer Proviant verpackt war, und sein Gespann bestand aus den fettesten und stärksten Hunden. Ich war schon über die geringe Niederung in der Oberfläche, die die Gletscherspalte anzeigte, hinaus, bevor ich sie bemerkte. Zahllose Spalten hatten

wir wie diese Fels und sicher überquert. Aber gewohnheitsgemäß rief ich doch aus: „Achtung! Spalte!“, um Ninnis zu warnen. Beim Umbliden gewahrte ich, daß er auch sein Hundegespann wendete, um die Spalte in gerader Linie zu kreuzen. Einen Augenblick später brach das die Spalte deckende Schneebach unter seinem Gewicht zusammen, und er, sein Schlitten und sein Hundegespann stürzten in den Abgrund.

Das Unglück muß so plötzlich geschehen sein, daß er nicht einmal Zeit fand, einen Schreckensruf auszustossen; denn obgleich er mir immer hart auf den Fersen gewesen, hörte ich keinen Laut. Ich war schon wieder etwa eine Viertelmeile vorwärts, als ich bemerkte, daß Mertz, der ja die Spitze innehatte, sich mehrere Male ängstlich umschaute. Da wendete auch ich den Blick, und schauernd sah ich hinter mir nur die gähnende Leere der Eiswüste. Keine Spur von Ninnis mit seinem Schlitten. Ich hielt ich die Hunde an, lief zurück und sah plötzlich ein etwa 11 Fuß breites Loch im Schnee. Da wußte ich, daß Ninnis mit seinem Schlitten und unserem Proviant in der Eisspalte angekommen war. Auch Mertz kam in diesem Augenblick. Ängstlich spähten wir in das Dunkel der Spalte. Schließlich erblickten wir in ungefähr 150 Fuß Tiefe auf einem Eisvorsprung zwei Hunde und konnten auch ihr schmerzliches Winseln vernehmen. So bitter wir ihr Fleisch nötig hatten, war es doch unmöglich, sie hinaufzuziehen. Neun lange Stunden hindurch riefen wir unaufhörlich in den Abgrund, in der trügerischen Hoffnung, daß Ninnis vielleicht nur betäubt liege und erwache. Aber die Kälte war so groß, daß wir annehmen mußten, daß er selbst, wenn er beim Falle mit dem Leben davon gekommen, längst erfroren sein mußte.

Mertz und ich hofften, zu unserer Basis, etwa 200 Meilen entfernt, zurückkehren zu können, trotz des geringen Proviantes, der nur aus der Wocheneration für einen Mann, die auf meinem Schlitten gewesen, bestand. Für die Hunde hatten wir nichts. 10 oder 12 Meilen täglich kamen wir vorwärts. Unsere treuen Vierfüßler kletterten schnell an Erschöpfung, obgleich wir sie, um sie zu retten, auf den Schlitten legten und diesen selbst zogen. Ihre skelettartigen Kadaver boten uns kaum Nahrung. Wir kochten uns daraus eine dünne Suppe und zerschlugen die Knochen mit dem Hammer, um das Mark zu erhalten. Das Fell gaben wir den überlebenden Hunden zu fressen. Außer dieser Hundesuppe hatten wir täglich ein Biskuit oder ein Stück Bemmilsfleisch zu verzehren. Wie wir so unter unsagbaren Entbehrungen und unzeren Weg bahnten, plauderten Mertz und ich gern von den Londoner Restaurants und den Mahlzeiten, die wir uns bei unserer Heimkehr zu Gemüte führen würden.

Nach Neujahr begann Mertz schwächer zu werden. Das elende Hundefleisch schien für ihn keinen Nährwert mehr zu haben. Sein Magen war in böser Verfassung. Seine Heiterkeit, die für ihn immer so charakteristisch gewesen, und die ihn nie verlassen, schwand. Schließlich wollte ich ihn auf den Schlitten legen. Er aber befürchtete zu erfrieren, wenn er sich nicht Bewegung verschaffen würde. Ich pflegte ihn mit kondensierter Milch, dem Besten, was wir noch besaßen. Aber am 7. Januar war er so schwach, daß er nicht einmal diese zu sich nehmen konnte. Am Morgen packte ihn dann das Delirium, er lag den ganzen Tag ohne Bewußtsein, und um Mitternacht starb er. Ich gab dem Leichnam meines treuen Kameraden den letzten Ruheplatz neben unserem armeligen Zelte und errichtete darauf ein Kreuz, das ich roh aus einem Schlittenskiel geformt hatte.

Ein heftiger Blizzard hielt mich drei Tage an der Stelle fest. Während dieser Wartezeit löste sich die Haut von meinen Fußsohlen. Auch an anderen Stellen ging die Körperhaut ab, das Haar war schon längst geschwunden, und meine Fingernägel hatten sich auch schon gelöst. Das rohe Fleisch rief ich mit Lanolin ein, legte dann die abgelösten Hautstücke hinauf und band sie mit Leinwandstreifen fest. Hinüber zog ich sechs Paar Socken, dann meine Pelzschuhe und schließlich darüber noch Steigwiesenschuhe, da ich sonst nicht hätte auf dem Eise halten können. Bei jedem Schritt fühlte ich den heftigsten Schmerz bis ins innerste Mark. Dennoch kämpfte ich mich vorwärts, zunächst quer durch ein Eisal, das ich nach Mertz benannte, kletterte dann dreitausend Fuß hoch auf das jenseitige Plateau. Manchmal verankert ich bis zu den Ellbogen durch die Schneekurste in eine Eisspalte. Einmal verschwand ich völlig und hing frei in der Luft. Nur das Geschirr, das mich an den Schlitten fesselte, hielt mich. Einen Augenblick dachte ich daran, mich in die Tiefe fallen zu lassen, um die Schrecken zu beenden. Aber dann zog ich mich langsam, handbreit um handbreit, wieder hinauf. Kurz bevor ich oben war, sank ich vor Erschöpfung zurück. Ich wagte den zweiten Versuch, und dieser gelang.

Am Morgen des 29. Januar sah ich etwas Schwarzes auf dem Eise liegen. Als ich darauf zuging, fand ich ein schwarzes Tuch; es war der Wegweiser zu einem Depot, das eine Rettungsexpedition, die zu unserer Hilfe ausgezogen, angelegt hatte. Dank der Lebensmittel, die ich hier fand, konnte ich mich bis zu einem zweiten Depot, das wir „Alladins Höhle“ getauft hatten, durcharbeiten. Aber da brach ich, so nahe dem rettenden Lager und dem Schiffe, völlig zusammen. Eine volle Woche hindurch konnte ich keinen Schritt tun. Mein Körper war über und über mit Wäsen bedeckt und mein Magen angeschwollen. Als ich dann schließlich doch vorwärts kroch und den letzten Abhang hinunter kam, sah ich gerade, wie die „Aurora“ am Horizont davondampfte. Im Lager hatte man uns alle drei aufgegeben, und nur sieben Freiwillige waren dort geblieben, mit einem letzten

Hoffnungskunten im Herzen. Einige von ihnen waren gerade den Mast für die drahtlose Telegraphie hinaufgklettert, und sie erblickten mich zuerst. Sie eilten auf mich zu: ich war gerettet."

Durch drahtlose Botschaft forderte Rawson dann den Kapitän der „Aurora“ zur Rückkehr auf. Aber wegen des stürmischen Seegangs war dies unmöglich. Erst wenige Stunden, bevor Rawson gerettet wurde, war das Schiff abgedampft, da Proviantmangel sich einzustellen begann. So mußte denn die kleine Gesellschaft ein ganzes volles Jahr noch weiter ausharren in der Eiswüste, bis das Schiff sich wieder durcharbeiten konnte. Während der Zeit standen sie allerdings mit der Außenwelt durch ihre drahtlose Station in Verbindung. Zwei Monate hindurch lag Rawson auf den Tod darnieder. Dann aber erholte er sich langsam und erlangte die alte Lebenskraft wieder.

Von amerikanischen Millionären.

Aus Tagebuchblättern von Albert Südelum.

Sozialistische und allerhand sozialreformierende Millionäre.

Ich weiß nicht, ob sich auch nur ein einziger aus dem Kreise der Millionäre, von denen ich im letzten Kapitel sprach, jemals tiefere Gedanken über die menschliche Gesellschaft, ihre Geschichte, ihren heutigen Aufbau und ihre zukünftige Gestaltung gemacht hat, glaube es aber nicht. Es wären wohl günstigenfalls honorize Geschäftskleute, die sich in der demokratischen Lust ihres Vaterlandes eine auf „Leben und Leben lassen“ abgestimmte Lebensphilosophie zurecht gemacht hätten. Die politische Demokratie, wenn sie auch Ausschreitungen der wirtschaftlichen Selbstsucht keineswegs unmöglich macht, verbietet doch ihre argentinestesten Äußerungen, die als gesellschaftlich taftlos empfunden werden. Kämpfe gegen Arbeiterorganisationen sind drüben ebenso häufig wie bei uns; aber sie spielen sich — Ausnahmen, die bei uns natürlich weit mehr bekannt werden als die Regel, immer zugegeben — vielfach in anderen Formen ab und werden auch wohl anders motiviert. Die der kapitalistischen Segnerchaft gegen die Arbeiterverbände zugrunde gelegte Ideologie lautet eben in der Demokratie anders, als im preussischen Halbbrüderland. Das darf natürlich nicht über die im letzten Grunde dennoch vorhandene Gleichheit der Motive hinwegtäuschen: es ist auf beiden Seiten des Ozeans das Bestreben der herrschenden Klassen, ihre Gewalt und ihren Profit gegen den Aufsturm der Massen aus der Tiefe sicherzustellen.

Wer das einmal erkannt hat, findet auch in Amerika seinen Platz nicht in den Reihen der schier zahllosen Reformgruppen und -grüppchen, sondern nur in der sozialistischen Partei, ganz gleich, ob er persönlich ein reicher oder armer Mann ist. Das Wort von den „geborenen Sozialisten“, das man manchmal als den Ausdruck dafür hört, die sozialistischen Parteien könnten auf einen — sozusagen — automatischen Mitgliederzuwachs rechnen, weil alle in proletarischen Verhältnissen Geborenen „von Natur“ zu ihnen gehören, ist irreführend. Es gilt für Amerika ebenso wenig wie für uns. Gewiß werden die Angehörigen der handarbeitenden Massen den sozialistischen Lehren leichter zugänglich sein, als die mit dem goldenen Köffel im Munde Geborenen. Aber der Beitritt zu einer Partei, das Verständnis und die Anerkennung ihres Programms, die Tätigkeit in ihren Reihen setzen auch bei jenen eine Menge von logischen und psychologischen Vorgängen voraus, die den Willkürer vom wirklichen Parteimann unterscheiden. Daß dort, wo nicht gesellschaftliche Vorurteile und sorgsam schon in der Kinderseele gepflanzter Haß gegen die aufstrebenden Schichten Hirn und Herz für immer unempfindlich gemacht haben — und das geschieht trotz allen kapitalistischen Ausschreitungen in der Demokratie doch erheblich weniger als in unseren Ländern —, sich auch unter den wohlhabenden Bevölkerungsschichten waschechte Sozialisten nicht nur als seltene Ausnahme finden, sondern auch planmäßig zu erziehen sind, beweisen die Tatsachen in Amerika. Wir haben bei uns oft auch mit dem besten Willen gar keine Gelegenheit, an andere Kreise als die der reinen Industriearbeiter mit unseren Lehren heranzukommen; in dem demokratischen Lande ist dagegen die Lust an der politischen Debatte viel zu stark, der Anlaß viel zu häufig, und das Gefühl, daß man einem jeden, der etwas zu sagen hat, auch die Gelegenheit dazu geben müsse, viel zu tief gewurzelt, als daß sich nicht immer wieder öffentliche Kontroversen, oft mit stark agitatorischer Wirkung, entsponnen. Gerade jetzt sieht unser Parteigenosse Morris Hilquitt, der Führer der amerikanischen sozialistischen Partei, in seinem Bivibers Rechtsanwalt in New York, in der Monatschrift „Everybody's Magazine“ einen durch 5 Nummern gehenden Kampf mit dem Doktor der Theologie John Augustine Ryan, Vorsteher eines katholischen Priesterseminars in Chicago, über den Sozialismus aus, der die intelligenten Anhänger beider Lager in starker Spannung hält. Um die Wirkung solcher Erörterungen zu ermessen, muß man bedenken, daß die erwähnte Zeitschrift jeden Monat in einer Auflage von 600 000 Exemplaren in alle Teile der Vereinigten Staaten hinausgeht, also wohl mindestens 3 000 000 Leser hat.

Geseht den Fall, es würde eine Reihe von jungen Akademikern

durch die Debatte zum Sozialismus bekehrt, dann würden sie damit keineswegs der Gefahr der sofortigen gesellschaftlichen Veremung verfallen. Sie kommen beim Uebertritt zu den Sozialisten ja auch wirklich in eine gute Gesellschaft. Was gibt es für prächtige Kerle in der deutsch- und englischsprechenden sozialistischen Bewegung in Amerika! Und aus allen Schichten der Bevölkerung finden wir Vertreter. Als die eigentlichen sozialistischen Millionäre gelten Robert Hunter und sein Schwager Phelps. Ich habe mir ihr Vortragsbuch nicht zeigen lassen, weiß daher wirklich nicht, über wieviel Geld sie zu verfügen haben; aber sicher sind sie auch nach amerikanischen Maßstäben in dieser Beziehung sehr weit über die bei uns zu Lande üblichen hinausgehenden Begriffe recht reichlich mit irdischen Glücksgütern ausgestattet. Freundschaftlich näher getreten bin ich Robert Hunter. Als er im Jahre 1910 für unsere Partei um den Posten des Gouverneurs im Staate Connecticut kandidierte, habe auch ich eine Reihe von Wahlversammlungen für ihn abgehalten und dabei die erwünschte Gelegenheit bekommen, amerikanischen Wahlgetriebe aus nächster Nähe kennen zu lernen. Schöner als bei uns sind im allgemeinen die amerikanischen Wahlsitten gewiß nicht. Ich denke dabei nicht sowohl an die äußerliche Aufmachung, die drüben leicht etwas sehr lebhaft, sehr grell wird, als vielmehr an die Behandlung, die die verschiedenen Parteien und Kandidaten einander angedeihen lassen. Sie entwickeln dabei eine oft erfrischende Deutlichkeit der Beweisführung und finden Volabeln, die man in unserem besten Schimpfwoörterlexikon vergeblich suchen würde. Aufgefallen ist mir aber, daß man die hämische und persönlich schimpfierende Art des Kampfes, die der Reichsverband und die Kaplanspresse bei uns pflegen, doch vermeidet. Ich habe z. B. nicht ein einziges Mal bemerkt, daß man unsern Kandidaten einen sozusagen moralischen Vorwurf hätte machen wollen, weil er für sozialistische Forderungen eintrat, obschon selbst durch günstige Umstände vor der Not des Tages geschützt. Diese alberne Kampfweise steht, soweit ich bemerken konnte, nur bei dem „Volke der Denker und Dichter“ im Schwange. — Ueber Robert Hunters eigenartige Persönlichkeit und seine vielseitige Betätigung zu plaudern, muß ich mir für ein anderes Mal aufsparen. Es findet sich dann auch wohl Gelegenheit, ein Wort über andere sozialdemokratische Millionäre oder Millionärspröhlinge zu sagen, wie etwa den ästhetisierenden Schloß, der, einer der wohlhabendsten Familien des Landes zugehörig, einem wandernden Handwerksburschen ähnlich, weite Züge durch das Land unternimmt, Welt und Menschen auf seine Art studiert und dabei eine rege sozialistische Propaganda betreibt.

Stellt man die bloßen Geldmacher, die rücksichtslosen Ausbeuter, die politischen und gesellschaftlichen Korruptionisten, die frivolsten und zügellosen Genießer unter den Millionären auf die eine Seite, die zielklaren marxistischen, in Reich und Glied ihrer Partei kämpfenden Sozialisten unter ihnen auf die andere Seite, dann gibt es zwischen beiden Gruppen natürlich vielfache Uebergangsformen. Dahin gehören z. B. der Sohn des alten Petroleumkönigs John D. Rockefeller, der die gleichen Vornamen wie sein Vater führt. Vorausichtlich der Erbe eines Vermögens von vielleicht 2000 Millionen Mark, führt dieser Mann persönlich das Leben eines Methodistenpredigers. Mag sein, daß er durch exemplarische Frömmigkeit ein bißchen himmlische Verzeihung für die sehr weltlichen Geschäfte seines Herrn Vaters (und dann auch gleich für seine eigenen, von deren wild scharfmacherischer Art eben jetzt die blutigen Streikvorgänge in Colorado zeugten) erringen möchte, wobei genaue Kenner des Standard Oil Trusts indessen gelinde Zweifel hegen, ob das ein Mann allein schaffen kann!

Interessanter als dieser Frömmeler ist jene nicht ganz kleine Schar von Männern, die große Unternehmungen leiten und dabei doch noch Zeit finden, sich auch im Dienste dessen zu betätigen, was sie als Gemeinwohl ansehen, wenn es auch unseren eigenen Anschauungen davon oft ganz und gar nicht entspricht. Dierher gehört der reiche Seifenfabrikant Jakob Fels aus Philadelphia, der, angeregt durch die Schriften von Henry George, auf eine andere Besteuerung des Grund und Bodens hinarbeitet, dabei aber dem Irrtum seines Meisters rettungslos verfallen ist, daß die einzige Bodensteuer ein Allheilmittel für alle sozialen Schäden sein würde. Fels ist ein unermüdlicher Agitator seiner Ideen, dabei ein höchst origineller Redner. Der wunderliche Kauz spendet große Summen aus seinem bedeutenden Vermögen, um der Bodenreform zum Siege zu verhelfen. So hat er auch vor einigen Jahren, wie mir gesagt wurde, einen großen Teil des Geldes für die Propaganda der Lloyd Georgeschen Grundsteuer in England zur Verfügung gestellt, die jenseits des Kanals so etwas wie eine stille Revolution bedeutet und bewirkt hat. Ich weiß nicht, wie es in dem Fabrikbetriebe von Fels aussieht, da ich nicht darin gewesen bin. An anderen Stellen lernte ich Leiter von Millionengeschäften kennen, die sich sehr vorteilhaft von dem Wald- und Wiesenunternehmer unterscheiden und ernsthaft bemüht sind, die in ihren Diensten wirkenden Menschen nicht zu bloßen Maschinen werden zu lassen. Schon vor beinahe einem Jahrhundert hat der große englische Sozialreformer Robert Owen als Baumwollspinner seinen Berufskollegen vorgeworfen, sie brächten für ihre menschlichen Gehilfen nicht die Hälfte der Sorge auf, die sie ihren eisernen Gehilfen, den Maschinen, zuzuwenden als eine selbstverständliche und geschäftlich unbedingt notwendige Pflicht ansähen. Die meisten Unternehmungen, die ich in den Vereinigten Staaten zu beobachten Gelegenheit hatte, tranken offenbar an demselben Uebel. Ja, es kann wohl als eine kenn-

zeichnende Eigenart der amerikanischen Industrie angesehen werden, daß sie, noch in viel ärgerem Maße als unsere heimische, Menschenkräfte rücksichtslos ausnützt und dann, wenn sie verbraucht sind, auf die Straße wirft. Anderen Beobachtern des amerikanischen Lebens ist es gerade so wie mir ausgefallen, wieviel in den billigeren Friseurläden mit Haarfärbung an Männerköpfen herumgewirtschaftet wird; das geschieht nicht, weil die Männer dort drüben eiliger wären als bei uns, sondern weil jeder Arbeiter so lange wie möglich die weißen Fäden im Haupthaar zu unterdrücken sucht, da er aus bösen Erfahrungen weiß, daß ein Graukopf alsbald unter dem Verdacht verminderter Leistungsfähigkeit auf die Straße geworfen wird.

Einige Unternehmer sehen aber, wie ich schon sagte, und wie man nicht nur beim Rundgang, sondern erst recht aus den Gesprächen mit Arbeitern erfährt, über dem Durchschnitt. An der Spitze sieht man, wie z. B. bei einem großen Warenhause in Boston, Männer von jenem Schlage der „neuen Unternehmer“, die nicht in der brutalen Antreibung ihres Personals, etwa gar in der gehässigen Weise des rein mechanischen Taylorismus die sicherste Gewinnchance sehen, sondern in einer ganz demokratisch aufzubauen „konstitutionellen Fabrik“. In Detroit sagten mir z. B. Arbeiter aus der Automobilsfabrik von Ford, daß sie nach ihrer Ansicht in dem Unternehmen das Maximum von Einfluß auf die Arbeitsbedingungen hätten, welches unter prinzipieller Aufrechterhaltung des Privateigentums und des kapitalistischen Betriebes denkbar sei; aber freilich — nicht durch ihre Union, nicht auf dem Wege der gewerkschaftlichen Betätigung, die der „aufgeklärte Fabriktrann“ angeblich mehr fürchtet, als der Teufel das Weihwasser. Ich habe in diesem Falle die andere Seite nicht hören können, da ich Herrn Ford nicht kennen gelernt habe. Die Fabrikanlagen im ganzen und die Werkstätten standen weit über dem, was ich an anderer Stelle der Vereinigten Staaten in ähnlichen Betrieben beobachtet habe. Vor einigen Wochen ging durch unsere Parteipresse die Nachricht, daß Herr Ford das Gewinnbeteiligungssystem eingeführt hat und von jetzt ab die Hälfte seines zuletzt 20 Millionen Dollar betragenden Jahresreingewinnes den Arbeitern als besondere Vergütung neben dem regelmäßigen Lohn zufließen lassen werde. Ford kann sich das leisten. Seine ungewöhnlich großen Erfolge beruhen mindestens zum erheblichen Teil auf seinen glänzenden organisatorischen Ideen. Ueber diese und über andere Virtuosenkünste genialer Organisatoren demnächst noch etwas mehr. Das wird uns dann zur Schilderung führen, wie ein weit ausschauender kapitalistischer Geschäftsmann zum gigantischen Plan einer weltumspannenden Organisations-Utopie kam.

Kleines Feuilleton.

Ein gutes Wort über Arbeiterkultur. Zu den Labenhütern der bürgerlichen Presse, zu den ehrwürdigsten sogar, gehört es, den Marxismus aber eine Dogmenammlung hinzustellen, die von Päpsten, Oberpriestern und Priestern eifrig bewacht wird. Mit finstern Fanatismus lassen (nach der bürgerlichen Presse) diese — sozialdemokratischen Pfaffen — nur gelten, was im dreimal heiligen Marx geschrieben steht, womit sie (wiederum nach dem Jargon dieser Presse) in der deutschen Arbeiterschaft eine geistige Enge erzeugen, die an die Verkünderung katholischer Kreise erinnert. Unter diesen Umständen ist es vielleicht ganz angebracht, den Philosophen der bürgerlichen Presse ein Zeugnis unter die Nase zu halten, das von einem bürgerlichen Schriftsteller und Rezitator stammt. In einem Buch „Das lebende Wort“ spricht Gustav Lang als seine Ansicht folgendes aus:

„Abgesehen von den ganz kleinen, privaten Zirkeln gleichgesinnter und gleichgearteter Menschen, bei denen man selbstverständlich auf feinstes Verständnis rechnen darf, waren mir immer die Schulkäse oder die großen Käsefäule an der Peripherie der Großstadt die liebsten Räume zur Darbietung meines Nönnens. Einerlei, ob man sich einer vielhundertköpfigen Schar junger Menschen beiderlei Geschlechts oder einem nach Tausenden zählenden Arbeiterpublikum gegenüber — das Echo, das aus dem Saal entgegenschallte, war von jener prachtvollen Lebhaftigkeit, die den Redner zu immer stärkerer Entfaltung seiner Kräfte, zu immer lebendigerem Schwung, zu immer größerer Wärme anreizt. Allerdings muß man auch hier selbst vieles mitbringen und noch mehr zu Hause lassen. Man muß mitbringen eine innere Wärme, die wirklich imstande ist, anderen zu leuchten und andere zu erwärmen. Man muß zu Hause lassen jegliche geistige Arroganz, jegliches Herabreden vom hohen Hof. Mit nichts gewinnt man die Jugend und die Masse mehr, als mit einer schlichten Selbstverständlichkeit, die sich ohne jede Annäherung gibt und aus der der feine Instinkt einer solchen naiven Zuhörerschaft sofort herauswittert: dieser Mann will uns nicht imponieren, sondern es liegt ihm daran, uns mit seinem Können eine Freude zu machen. Alles, was im Vorangehenden über die Stellung des Vortragenden Künstlers zum Dichter gesagt ist, gilt auch für sein Verhältnis zur Masse: er hat nur Diener zu sein, Vermittler einer höheren Aufgabe, ehr-

licher Makler, der es nicht darauf anlegt, bei diesem Handel irgend einen unehrlichen Gewinn für sich selber herauszuschlagen.

Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, gerade vor ausgesprochen sozialdemokratischen Vereinigungen künstlerische Abende zu veranstalten. Mochte es sich nun um die Berufsorganisation der Möbelpacker oder der Stukkateure handeln, überall fand ich lebhaften Bildungshunger und herzlichste Dankbarkeit für alles Gebotene.“

Der Fall ist bis zu einem gewissen Grad typisch. Bei bürgerlichen Schriftstellern und Zeitschriften, die unpolitisch im Dienst der Kultur stehen, kommt der Kulturhunger der sozialdemokratischen Arbeiter im allgemeinen durchaus gut weg. Im politischen Teil aber grassiert nach bürgerlicher Kritik die „marxistische Kirche“ und die „marxistische Enge“. Woraus man am Ende schließen darf, daß jene sagenhafte „Kirche“ mehr mit politischen Tendenzen als mit unparteiischen kulturellen Erwägungen zu tun hat.

Hauswirtschaft.

Rhabarbermarmelade. Zur jetzigen Rhabarberzeit ist die Selbstbereitung einer Rhabarbermarmelade recht empfehlenswert. Die Marmelade ist einfach zu bereiten, billig und schmackhaft.

Der Rhabarber wird geschält und in Stücke geschnitten, genau wie zum Rhabarberkompott, dann in einer tiefen Schüssel mit Zucker 24 Stunden hingestellt. Man nimmt auf 1 Pfund geschälten Rhabarber $\frac{1}{4}$ Pfund Zucker. Nach dieser Zeit ist der Zucker aufgelöst und ziemlich viel Saft gebildet. Zu 5 Pfund Rhabarber nimmt man den Saft von $1\frac{1}{2}$ Zitronen oder nach Geschmack ein Päckchen Vanillinzucker und läßt die Masse kochen, etwa eine Viertel bis eine halbe Stunde, je nachdem die Marmelade gleich verbraucht werden soll oder zum Winter stehen bleibt.

Wer Marmelade recht gebunden liebt, kann eine gute getrocknete Feige, kleingeschnitten, mit verkochen. Die Rhabarbermarmelade kann gleich nach dem Fertigstellen gegessen werden. Preis pro Pfund 22 Pf. Ergebnis: 8 Pfund frisch, nach dem Eintrocknen im Winter etwa 7 Pfund. Preis dann 25 Pf. pro Pfund.

Technisches.

Die Photographie mit unsichtbaren Strahlen. Das weiße Licht ist bekanntlich aus roten, blauen, gelben und violetten Strahlen zusammengesetzt, von denen jede durch einen bestimmten Lichtfilter isoliert werden kann. Ein roter Filter wird nur rote Strahlen durchlassen und die anderen verblocken, ein blauer nur blaue usw. Die meisten weißen Lichtquellen senden aber auch noch andere, für das Auge unsichtbare Strahlen aus, die ultraroten, die wir wegen der zu geringen, und die ultravioletten Strahlen, die wir wegen der zu großen Schwingungszahl nicht wahrnehmen können. Man kann auch diese Strahlen durch geeignete Filter isolieren. Wood hat gezeigt, daß man z. B. durch ein dünnes Silberplättchen alle Lichtstrahlen mit Ausnahme der ultravioletten absorbiert kann.

Der „Cosmos“ bringt im Anschluß daran eine Darstellung, wie man mit ultravioletten, also für unser Auge unsichtbaren Strahlen photographieren kann. Zur Absperrung aller anderen Strahlen mit Ausnahme der ultravioletten braucht man nur das Objektiv mit einem Silberplättchen, wie es die Apotheker zur Entwicklung der Platten benutzen, zu überziehen. Aber leider würden wir dann gar keine Aufnahme bekommen, da nämlich das Glas des Objektivs die Eigenschaft hat, gerade die ultravioletten Strahlen zu verschlucken. Wir müssen also Objektiv aus Quarz oder Bergkristall verwenden, die zwar für die genannten Strahlen durchlässig sind, aber die unangenehme Eigenschaft haben, sehr teuer zu sein. Nun kann man aber, wie viele gar nicht wissen, auch ohne Objektiv, nur durch ein Loch photographieren. Dieses Loch muß freilich sehr klein sein. Man nimmt also das Objektiv heraus und ersetzt es durch ein Stück geschwärzte Pappe, in die man mit einer glühenden Nadel ein ganz feines Loch von 0,3 Millimeter Durchmesser bohrt. Durch ein solches Loch kann man, allerdings mit einer um ein Vielfaches längeren Exposition sehr schöne, randscharfe und absolut unverzerrte Bilder erzeugen.

Klebt man nun mit Gummiarabikum auf dieses Loch ein feines Blättchen Silber, so werden also nur die ultravioletten Strahlen durchgelassen, die bei einer 200 bis 300mal so langen Belichtungszeit als der gewöhnlichen uns jetzt ein photographisches Abbild auf die Platte werfen. Sonderbar genug sieht dieses Abbild freilich aus. Zunächst sind nur diejenigen Farben wirksam, die blau enthalten, also blau, grün und violett. Alle anderen Farben — gelb, orange, rot — wirken schwarz. Objekte, die sich hinter Glas befinden, also ein Gemälde unter Glas, Augen hinter einer Brille, erscheinen gleichfalls nur als schwarzes Loch auf dem Bilde, da ja das Glas die ultravioletten Strahlen verschluckt hat. Eine mit Zinnsulfid auf ein weißes Blatt Papier geschriebene Schrift, die man mit bloßem Auge nicht wahrnimmt, wird sichtbar, als wäre sie mit schwarzer Tinte geschrieben. Auf diese Art gemachte Mondaufnahmen haben übrigens Flecken und Streifen ergeben, die man vorher noch nicht wahrgenommen hatte.